

DIE KLEINE ROQUE

Der Landbriefträger Médéric Rempel, den die Landleute vertraulich Méderi nannten, brach um die gewohnte Stunde vom Posthause zu Rouy-le-Tors auf. Nachdem er die kleine Stadt mit seinen großen alten Soldatenschritten und dann die Wiesen von Villammes durchquert, gelangte er an das Ufer der Brindille, die ihn, wenn er ihrem Laufe folgte, in das Dorf Carvelin führte, in dem er mit dem Austeilen der Briefe zu beginnen hatte.

Er schritt schnell das enge Flößchen entlang, das in seinem grünen Bette unter einem Dach von Weiden schäumte, sprudelte und spritzte. Die großen Steine, die oft den Lauf des Baches aufhalten wollten, waren von plätschernden Wasserringen umgeben, und das Ganze sah dann aus wie ein glänzendes Band, in das der Schaum Knoten geschlungen. Zuweilen gab es Kaskaden, die einen Fuß hoch waren und unter den Blättern und Schlingpflanzen, unter dem grünen Dach der Weiden mit sanftem Geräusch herabfielen. Und weiter unten, wo die Wiesen sich ausdehnten, bildete es einen friedlichen See, in dem zahllose Forellen durch das haarfeine Grün, wie es auf dem Grunde ruhiger Flößchen wogt, hindurchflitzten.

Médéric ging geradeaus, ohne irgend etwas von all dem zu sehen, und dachte nur: Den ersten Brief muß ich bei Poirron abgeben; dann habe ich einen für M. Renardet; ich muß also durch das Wäldchen gehen.

Seine blaue, in der Taille mit einem Ledergürtel geschlossene Bluse schoß schnell und gleichmäßig an der grünen Hecke der Weiden vorbei, und sein Stock, ein fester starker Knüppel, ging genau im Takt mit seinen Beinen.

Er überschritt die Brindille auf einem kleinen Steg, der

aus einem einzigen Baum bestand, den man von einem Ufer zum andern geworfen und der als einziges Geländer ein Seil hatte, das an zwei Nägeln, die man in einen Baum an jedem Ufer geschlagen, befestigt worden war.

«Das Wäldchen» gehörte dem M. Renardet, dem Schult heißen und größten Grundbesitzer des Dorfes. Es war ein Gehölz von alten, riesigen, säulengeraden Bäumen und dehnte sich vielleicht eine halbe Meile lang am linken Ufer des Fließchens hin, das dem großartigen Laubgewölbe als Grenze diente. Am Wasser hatte die Sonne allerlei hohes Krautwerk aufschießen lassen, im Wäldchen jedoch fand man nichts als Moos, dichtes, weiches Moos, das in der unbewegten Luft einen leichten Geruch nach feuchten toten Pflanzenteilen verbreitete.

Médéric verlangsamte seinen Schritt, nahm sein schwarzes, mit einer roten Borte geschmücktes Käppi ab und trocknete sich die Stirn, denn die Sonne brannte schon heiß auf den Wiesen, obwohl es noch nicht acht Uhr morgens war.

Als er sich ein wenig verschnauft hatte, und wieder seinen schnelleren Schritt aufnehmen wollte, sah er am Fuß eines Baumes ein kleines Messer liegen, das mehr ein Kinderspielzeug als wirklich zum Gebrauch bestimmt zu sein schien. Als er es aufheben wollte, bemerkte er zwei Schritte weiter einen Fingerhut und ein Nadelbüchschen.

Er hob auch diese Gegenstände auf und dachte nur: «Ich will sie dem Schulzen in Verwahrung geben.» Doch blickte er, während er weiter schritt, aufmerksam umher, da er noch anderes zu finden erwartete.

Ganz plötzlich blieb er stehen, als halte ihn eine Schranke von Holz auf: vor ihm, kaum zehn Schritte entfernt, lag der Körper eines nackten Kindes auf dem Rücken im Moose. Es war ein kleines Mädchen von vielleicht zwölf, dreizehn Jahren. Arme und Beine waren weit ausgestreckt und das

Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt. An den Lenden war ein ganz klein wenig Blut zu sehen.

Médéric schlich auf den Zehenspitzen näher, als fürchte er sich, Geräusch zu machen und dadurch irgendeine Gefahr zu beschwören – und ließ seine Augen umherwandern.

Wer war das Mädchen? Sie schlief gewiß. Dann fiel ihm jedoch ein, daß man nicht des Morgens um halb acht ganz nackt unter den kühlen Bäumen eines Wäldchens schläft. Sie war also wohl tot, und er stand vielleicht vor einem Verbrechen? Ein kalter Schauer überlief ihn bei diesem Gedanken, wiewohl er ein unerschrockener Soldat gewesen. Und dann war ein Mord in dem Lande so selten, daß er seinen Augen nicht trauen wollte – und nun gar noch ein Mord an einem Kinde! Es war auch keine Wunde an der Kleinen zu entdecken, nichts als die kleine Spur geronnenen Blutes an ihrer Lende. Und wenn – wie hatte man sie nur getötet?

Er war vor ihr stehen geblieben, stützte sich auf seinen Stock und betrachtete sie. Gewiß kannte er sie, da er alle Einwohner der ganzen Gegend kannte. Weil er aber ihr Gesicht nicht sehen konnte, wußte er nicht, wer es war. Er beugte sich nieder, um das Taschentuch, das ihr Gesicht zudeckte, aufzuheben, doch hielt seine Hand, die er schon ausgestreckt, plötzlich inne.

Hatte er das Recht, irgend etwas an dem Leichnam zu verändern, ehe das Gericht den Tatbestand aufgenommen? Er stellte sich das Gericht nämlich wie einen General vor, dem nichts entgeht, und für den ein abgerissener Knopf so wichtig ist wie ein Messerstich in den Leib. Unter dem Taschentuch konnte man vielleicht einen Hauptbeweis finden: es war ein Beweismittel, das an Wert verlieren konnte, wenn eine ungeschickte Hand es berührte.

So faßte er den Entschluß, unverzüglich zum Schulzen zu laufen; doch hielt ihn ein neuer Gedanke auch hiervon

zurück. Wenn das Mädchen vielleicht noch lebte, so konnte er es doch nicht einfach hier liegen lassen. Er ließ sich langsam und mit Vorsicht ziemlich weit von ihr auf die Knie nieder und berührte ihren Fuß mit der Hand. Er war kalt, und zwar von jener furchtbaren Kälte, die uns totes Fleisch so schrecklich macht und keinen Zweifel mehr an dem Zustande eines abgestorbenen Körpers gestattet. Der Briefträger fühlte, wie sich ihm bei dieser Berührung das Herz im Leibe herumdrehte, und ihm, wie er später erzählte, der Speichel im Munde vertrocknete.

Er sprang hastig auf und lief durch das Wäldchen der Wohnung des Schulzen, des M. Renardet, zu.

Er lief im Turnerschritt, den Stock unter dem Arm, die Hände geballt, den Kopf vorgestreckt, und seine mit Briefen und Zeitungen gefüllte Ledertasche schlug ihm bei jedem Schritte gegen die Seite.

Die Wohnung des Schulzen befand sich am Ende des Gehölzes, das dem Besitzer als Park diente und erhob sich mit einer Seite seiner Mauern aus einem kleinen Teich, den die Brindille an dieser Stelle bildete.

Es war ein großes viereckiges graues Haus, sehr alt, hatte manche Belagerung ausgehalten und endete in einem riesigen zwanzig Meter hohen Turm, der ins Wasser gebaut war.

Von dieser Befestigung aus spähte man früher ins Land. Man nannte den Turm «Fuchsturm», ohne recht zu wissen weshalb und von dieser Bezeichnung stammte ohne Zweifel der Name der Besitzer des Hauses, Renardet. Das Gut war schon zwei- oder dreihundert Jahre in derselben Familie und die Renardets gehörten zu der fast adeligen Großbauernschaft, die man vor der Revolution noch oft in der Provinz antraf.

Der Briefträger sauste wie aus einer Flinte geschossen in die Küche, in der die Dienstboten frühstückten und rief:

«Ist der Herr Schultheiß schon aufgestanden? Ich muß ihn sofort sprechen.» Man hielt Médéric für eine Person von Autorität und ahnte sofort, daß es sich um eine ernste Sache handele.

M. Renardet ließ auf eine Anfrage sagen, er möge hinkommen. Bleich und atemlos, sein Käppi in der Hand, stieg der Briefträger hinauf und fand den Schulzen vor einem mit Papieren bedeckten langen Tische sitzen.

Es war ein großer, dicker Mann, schwer und rot, stark wie ein Ochse, und, trotzdem er oft übermäßig heftig werden konnte, im Lande sehr beliebt. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, seit sechs Monaten Witwer und lebte wie ein Edelmann auf seinen Besitztümern. Sein stürmisches Temperament hatte ihn oft in große Ungelegenheiten gebracht, aus denen ihn der Magistrat von Rouy-le-Tors, seine nachsichtigen Freunde, bis jetzt jedoch immer wieder herausgezogen. So hatte er eines Tages den Kutscher der Postkutsche einfach von seinem hohen Sitz heruntergeworfen, weil er beinahe seinen Jagdhund Micmac überfahren. Ein anderes Mal hatte er dem Feldhüter, der ihn, als er ihn mit der Flinte unter dem Arm auf dem Grund und Boden seines Nachbarn getroffen, zur Rede stellte, die Rippen zerbrochen. Und hatte er nicht einmal gar den Souspräfekten am Kragen gefaßt, als dieser, wie M. Renardet behauptete, eine Agitationsreise machte? Denn M. Renardet machte schon aus Familientradition der Regierung Opposition.

Der Schulze fragte: «Was gibt's denn, Médéric?»

«Ich habe in Ihrem Wäldchen ein kleines Mädchen ermordet gefunden.»

Renardet fuhr auf, rot im Gesicht wie ein Ziegelstein: «Was! ... ein kleines Mädchen?»

«Ja, ein kleines Mädchen ... ganz nackt ... sie liegt auf dem Rücken und ist tot ... aber ganz tot!»

«Donnerwetter!» fluchte der Schulze, «ich wette, es ist

die kleine Roque. Man hat mir sagen lassen, daß sie gestern abend nicht zu ihrer Mutter nach Hause gekommen ist. Wo haben Sie sie denn gefunden?»

Der Briefträger beschrieb die Stelle genau, erzählte noch ein paar Einzelheiten und erbot sich, den Schulzen dorthin zu führen.

Aber M. Renardet rief, plötzlich rauh: «Nein, ich brauche Sie nicht mehr; holen Sie mal sofort den Feldhüter, den Ortssekretär und den Arzt, und sagen Sie ihnen, sie möchten so schnell wie möglich in das Wäldchen kommen. Ich werde dort mit ihnen zusammentreffen. Sie selbst aber setzen Ihren Rundgang wie immer fort!»

Der Briefträger gehorchte, im Innern sehr böse, daß er nicht bei der Aufnahme des Tatbestandes zugegen sein durfte.

Der Schulze nahm seinen Hut, einen großen weichen breitrandigen Hut von grauem Filz, und ging hinaus. Doch blieb er auf der Schwelle seines Hauses einige Augenblicke stehen. Vor ihm dehnte sich ein weiter Rasenplatz, von dem drei große Flecken, ein roter, ein blauer und ein weißer zu ihm hinaufstrahlten, drei Blumenbeete, von denen eins dem Hause gerade gegenüber, und die beiden andern rechts und links von demselben voll erblüht waren. Weiter hinten strebten die ersten Bäume seines Waldes zum Himmel empor, während man zur Linken, über die sich hier sumpfig verbreiternde Brindille hinaus, weite Wiesenstrecken erblickte, ein grünes, flaches Land, das zuweilen von Buschwerk und Weidenbäumen unterbrochen wurde, die mit ihrem kurzen runden Stamm und dem zitternden Haarbüschel kleiner Zweige darüber wie dicke Zwerge erschienen.

Zur Rechten, hinter den Ställen, Wagenschuppen und den andern zum Hofe gehörenden Baulichkeiten, begann das reiche, von Viehzüchtern bewohnte Dorf.

Renardet stieg langsam die Stufen der großen offenen Treppe hinab, wandte sich zur Linken, schritt zum Ufer des Fließchens und von da mit langsamen Schritten, die Hände auf dem Rücken, weiter. Er ging, die Stirn gesenkt, und von Zeit zu Zeit blickte er um sich, ob er noch keinen der Männer, nach denen er geschickt, sehen könne.

Da noch immer niemand zu sehen war, stampfte er mit dem Fuße auf und rief dann dröhnend: «Hoho! Hoho!»

Von rechts antwortete eine Stimme: «Hoho! Hoho!» und der Arzt erschien zwischen den Bäumen. Er war ein kleiner, magerer Mann, ein ehemaliger Militäarchirurg, der für sehr tüchtig galt. Er hinkte, da er im Dienst verwundet worden war, und bediente sich beim Gehen eines Stockes.

Gleich darauf kamen auch der Feldhüter und der Gemeindesekretär an. Sie sahen beide äußerst erschrocken aus und eilten schnaufend heran, abwechselnd laufend und gehend, wobei sie mit den Armen schlenkerten, als könnten diese bei der Arbeit der Beine helfen.

Renardet fragte den Arzt: «Wissen Sie, um was es sich handelt?»

«Ja, Médéric hat im Walde ein totes Kind gefunden.»

«Nun, dann wollen wir suchen gehen.»

Und sie gingen nebeneinander, gefolgt von den beiden anderen Männern. Ihre Schritte auf dem weichen Moose waren nicht zu hören, und ihre Augen liefen ihnen suchend voraus.

Plötzlich streckte der Doktor Labarbe den Arm aus und sagte: «Sehen Sie, da liegt es.»

Weit vor ihnen schimmerte etwas Weißes unter den Bäumen. Wenn sie nicht gewußt hätten, was es war, so hätten sie es nicht erraten können. Es leuchtete wie ein Stück Wäsche; denn ein Sonnenstrahl, der die Zweige durchbrach, glänzte gerade schräg über dem bleichen Fleisch des Leibes. Als sie näher kamen, unterschieden sie allmählich

die Gestalt, den verdeckten Kopf, der nach dem Wasser hingewendet lag, und die wie zu einer Kreuzigung auseinander gespreizten Arme.

«Mir ist verdammt heiß», sagte der Schulze, beugte sich von neuem zu dem Flößchen nieder, tauchte sein Taschentuch ein, und legte es auf seine Stirn.

Der Arzt beeilte seinen Schritt, denn der Fund interessierte ihn. Sobald sie bei dem Leichnam angekommen waren, beugte er sich zu ihm nieder, ohne ihn jedoch zu berühren. Er hatte sich sein Pincenez aufgesetzt, wie wenn es gälte, etwas Sonderbares in Augenschein zu nehmen, und ging langsam um die Tote herum.

Dann sagte er, ohne sich aufzurichten: «Vergewaltigung und Mord, soviel ist bis jetzt schon sicher. Das Mädchen ist übrigens fast entwickelt, sehen Sie nur ihren Busen an.»

Dann hob er das Taschentuch, das ihr Gesicht bedeckte, leicht in die Höhe. Das Antlitz der Toten war furchtbar anzusehen: es war schwarz angelaufen, die Augen hervorgequollen, die Zunge hing heraus. «Mein Gott», rief er aus, «man hat sie erwürgt!»

Er untersuchte den Hals: «Mit den Händen erwürgt, und zwar ohne daß Nagelspuren oder Fingerabdrücke zurückgeblieben sind. Das ist alles, was sich bis jetzt feststellen läßt . . . Es ist übrigens wirklich die kleine Roque...»

Er deckte das Taschentuch wieder über ihr Gesicht und fuhr fort: «Ich habe nichts mehr hier zu tun – sie ist seit mindestens zwölf Stunden tot.»

Renardet hatte die Hände auf den Rücken gelegt, betrachtete den kleinen Leichnam auf dem Moose mit starren Blicken und murmelte: «Der Elende! . . . Wir müssen ihre Kleider wiederfinden.»

Der Arzt betastete die Hände, Arme und Beine der Toten und sagte: «Sie hatte wahrscheinlich gebadet. Sicher liegen die Kleider irgendwo am Ufer.»

Der Schulze befahl hierauf: «Du, Philipp», das war der Gemeindesekretär, «du suchst da am Fluß entlang nach den Lappen; und du Maxime», das war der Feldhüter, «du läufst nach Rouy-le-Tors und holst den Untersuchungsrichter mit den Gendarmen. In einer Stunde müssen sie hier sein, hörst du!»

Die beiden Männer entfernten sich schnell, und Renardet fragte den Arzt: «Welcher Schuft hat das wohl hier bei uns vollführen können?»

Der Doktor entgegnete: «Wer weiß. Jedermann ist zu so was fähig. Jedermann im besonderen und niemand im allgemeinen. Aber jedenfalls ist es irgendein Landstreicher gewesen oder ein beschäftigungsloser Arbeiter. Seit wir eine Republik sind, gibt's ja nur noch solches Gezücht auf den Landstraßen.»

Sie waren nämlich beide Bonapartisten.

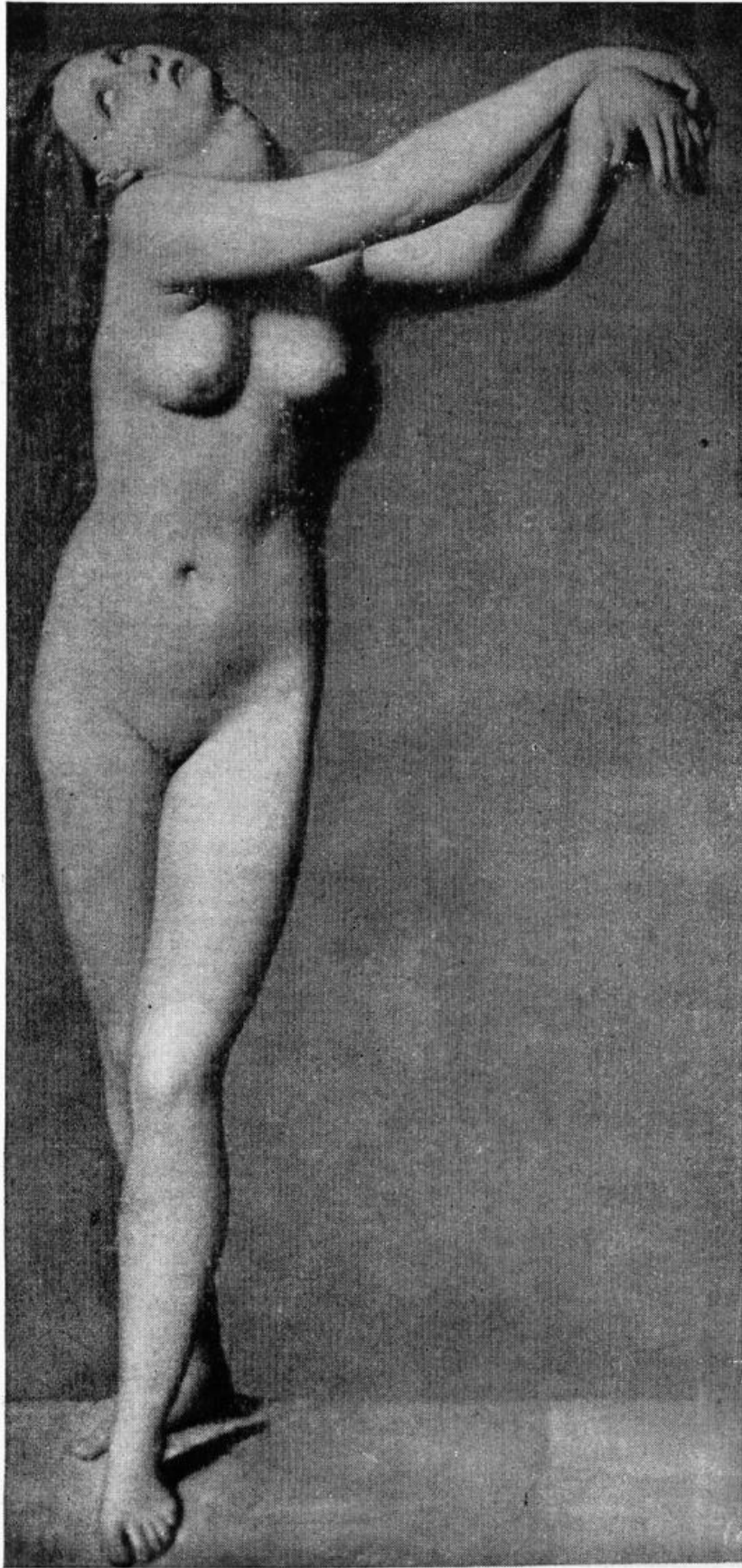
Der Schulze meinte weiter: «Ja, es kann nur ein Fremder gewesen sein, ein Vagabund, der kein Heim noch Herd hat . . .»

«Und keine Frau», fügte der Doktor mit einem Hauch von Lächeln hinzu. «Man ahnt ja nicht, zu welcher Schandtat ein Mensch im gegebenen Moment nicht fähig wäre. Wußten Sie übrigens, daß die Kleine verschwunden war?»

Und mit seinem Spazierstock berührte er einen der kalten Totenfinger nach dem andern, als seien es die Tasten eines Klaviers.

«Ja. Die Mutter kam gestern abend um neun Uhr zu mir und erzählte voll Angst, daß die Kleine nicht um sieben, wie sonst immer, zum Abendessen nach Hause gekommen sei. Wir haben bis Mitternacht auf allen Landstraßen gesucht und gerufen; an den Wald haben wir nicht gedacht, es hätte auch Tag sein müssen, um eine wirklich nützliche Nachsuche anstellen zu können.»

«Wollen Sie eine Zigarre?» fragte der Arzt.



Jean Auguste Dominique Ingres (1780-1867)

STUDIE ZUR «ANGELIQUE»

1819. Paris, Louvre. Photo Archives Photographiques, Paris

«Nein danke, ich möchte nicht rauchen. Mir ist nicht ganz gut: es ist schließlich doch nicht ganz gleichgültig, ob man so was sieht.»

Und sie blieben beide vor dem zarten Körper stehen, der erschreckend bleich auf dem dunkeln Moose lag. Eine große Fliege mit blauem Leibe spazierte auf den Hüften des Mädchens umher, eilte mit ihrem lebhaften stoßweisen Gang hin und wieder, als suche sie Nahrung auf dem Leibe der Toten. Die beiden Männer blickten dem wandelnden schwarzen Punkte nach.

Der Arzt sagte: «Wie hübsch das aussieht, eine Fliege auf der Haut! Die Damen des vorigen Jahrhunderts waren wirklich nicht so dumm, daß sie sich solche Dinger ins Gesicht klebten. Weshalb tut man es eigentlich nicht mehr?»

Der Schulze schien, in seine Gedanken verloren, gar nicht auf ihn zu hören.

Plötzlich wandte er sich um, von einem Geräusch erschreckt. Eine Frau in einer Haube und blauer Schürze kam durch die Bäume gelaufen. Es war die Mutter der Kleinen, die alte Roque. Kaum erblickte sie Renardet, so begann sie auch schon zu schreien: «Die Kleine, wo ist die Kleine?» Sie war so außer sich, daß sie gar nicht auf den Boden sah. Erst als sie ziemlich nahe gekommen war, erblickte sie den Leichnam, blieb wie angewurzelt stehen, schlug die Hände zusammen, streckte die Arme gegen den Himmel und stieß einen zerreißen spitzen Schrei aus, wie ein Tier, das getötet wird. Dann stürzte sie auf den Körper los, fiel vor ihm auf die Knie und riß das Taschentuch, welches das Antlitz bedeckte, hinweg. Als sie dann die schwarzen, verkrampften, fürchterlichen Züge sah, schnellte sie wieder empor, fiel dann mit dem Gesicht auf die Erde und schlug ein entsetzliches, langanhaltendes Geschrei an.

Ihr langer, magerer Körper, um den die Kleider herumschlotterten, wurde wie von Krämpfen durchschüttelt;

man sah ihre knöchigen Fußgelenke und die Waden in den groben blauen Strümpfen, die Beine, die von fortwährendem gräßlichen Zittern überlaufen wurden; ihre hakigen Finger kratzten sich in den Boden ein, als wolle sie ein Loch graben, um sich in demselben zu verbergen.

Der Arzt flüsterte mitleidig: «Armes Weib!» Und in Renardets Eingeweiden entstand ein sonderbares Glucksen, dann stieß er eine Art geräuschvollen Niesens aus, das zu gleicher Zeit durch Mund und Nase kam, zog sein Taschentuch aus der Tasche und hustete und schluchzte und schneuzte sich mit lautem Getöse. Dabei stammelte er: «Die . . . die . . . dieser Schweinhund . . . der das getan . . . ich möcht' ihn geköpft sehen! . . .»

Jetzt kam Philipp mit trostlosem Gesicht und leeren Händen zurück und sagte leise: «Ich finde nichts, Herr Schultheiß . . . nirgendwo . . . nichts! . . .»

Der Schulze fragte verwirrt mit seiner fetten, noch von Tränen unterbrochenen Stimme: «Was findest du nicht?»

«Die Kleider der Kleinen.»

«Dann such' noch mal . . . such' noch mal, sage ich dir. Du *mußt* sie finden, hörst du, sonst hast du's mit mir zu tun.»

Der Mann, der wohl wußte, wie gefährlich es war, dem Schulzen zu widersprechen, entfernte sich mit unmutigem Schritt, nachdem er noch einmal schräg und ängstlich nach dem Leichnam geblickt.

Von fern klangen jetzt Stimmen durch die Bäume und ein verworrenes Geräusch – ein ganzer Menschentrupp kam heran, denn Médéric hatte bei seinem Rundgang die böse Neuigkeit an jeder Tür erzählt. Die Leute, die erst ganz verblüfft gewesen, hatten auf der Straße über den Mord gesprochen, ihre Meinungen ausgetauscht, und waren dann zusammen ausgezogen, um selbst zu sehen.

Sie kamen in Gruppen und aus Furcht vor dem ersten

schrecklichen Anblick langsam und zögernd gegangen. Als sie den Leichnam bemerkten, blieben sie stehen, als wagten sie nicht, näher zu kommen, und sprachen leise miteinander. Dann wurden sie mutiger, machten ein paar Schritte vorwärts, blieben wieder stehen und bildeten bald um die Tote, die Mutter, den Arzt und den Schulzen einen engen, aufgeregten und lärmenden Kreis, der sich unter den plötzlichen Stößen der Zuletztgekommenen immer mehr verengerte. Bald waren sie bis dicht an den Leichnam gekommen, ja einige beugten sich nieder, um ihn zu berühren. Der Arzt verbot dieses, doch der Schulze, der plötzlich wie aus einer Erstarrung aufwachte, wurde wütend, ergriff den Stock des Doktors und schrie die Gaffer an: «Fort hier . . . verfluchte Bande . . . fort hier, sag' ich!» Und in einem Augenblick wich der Kreis der Neugierigen um nicht wenige Meter zurück.

Die alte Roque hatte sich erhoben. Sie *saß* jetzt auf dem Boden und weinte in ihre vor das Gesicht geschlagenen Hände. Die Menge besprach den Mord, und mancher häßliche, neugierige Blick überflog den armen nackten Körper. Als Renardet dies bemerkte, zog er hastig seinen Rock ab und warf ihn über das Mädchen, das ganz unter dem großen Kleidungsstück verschwand.

Die Neugierigen kamen langsam wieder näher; das ganze Wäldchen füllte sich mit Menschen. Ein beständig wachsendes Stimmengewirr stieg zu dem reichen Laubwerk der großen Bäume auf.

Der Schulze blieb in Hemdsärmeln mit dem Stock in der Hand in Kampfstellung stehen. Die Neugierde der Leute schien ihn aufs äußerste zu erbittern, und er wiederholte wütend: «Wenn einer zu nahe kommt, schlag' ich ihm den Schädel ein, wie 'nem tollen Hund.»

Die Bauern fürchteten sich sehr vor ihm und hielten sich in weiter Entfernung. Der Doktor Labarbe, der sich eine

Zigarre angezündet, setzte sich neben die alte Roque und suchte sie ein wenig aufzurichten. Die Alte nahm denn auch ihre Hände vom Gesicht, antwortete mit einem Strom von Jammertönen und suchte ihren Schmerz in einem Übermaß von Worten zu entleeren. Sie erzählte ihr ganzes Leben, ihre Heirat, den Tod ihres Mannes, der Ochsenschlächter gewesen war und den ein Stier mit seinen Hörnern getötet hatte, die Jugend der Kleinen, und ihr elendes Dasein mit dem Kinde als arme Witwe. Sie hatte doch weiter nichts als ihre kleine Luise, und nun hatte man ihr die auch noch genommen, hatte sie hier in diesem Walde umgebracht. Und plötzlich wollte sie das Kind wiedersehen, rutschte auf den Knien zu dem Leichnam hin und hob das Kleidungsstück, das ihn bedeckte, an einer Seite auf, dann ließ sie es wieder fallen und begann von neuem laut aufzuheulen. Die Menge schwieg und verfolgte die Verzweiflungsausbrüche der Mutter mit gierigen Blicken.

Plötzlich jedoch entstand eine große Bewegung und man schrie: «Die Gendarmen! Die Gendarmen.» Weit hinten kamen sie herangaloppiert, zu seiten ihres Vorgesetzten, und eines kleinen Herrn mit rotem Kotelettenbart, der wie ein Affe auf einer hochgewachsenen, weißen Stute tanzte.

Der Feldhüter hatte den Untersuchungsrichter gerade in dem Augenblick angetroffen, als er sein Pferd zu seinem gewohnten Spazierritt besteigen wollte, denn er spielte zum Gaudium der Offiziere der Stadt gern den eleganten Kavalier.

Er stieg mit dem Polizeikommissar vom Pferde, schüttelte dem Schulzen und dem Doktor die Hand und warf einen scharfen Blick auf den auf dem Boden liegenden Rock, der sich über dem Leichnam bauschte.

Als man ihn mit den Tatsachen bekannt gemacht hatte, ließ er zuerst die Neugierigen durch die Gendarmen aus dem Walde treiben. Sie sammelten sich jedoch auf den Wie-

sen gleich wieder und bildeten am Ufer des Flübchens entlang eine ganze Hecke aufgeregter, sich hin und her reckender Köpfe.

Der Arzt gab nun seine Erklärungen ab, die Renardet in sein Taschenbuch eintrug. Auch alle anderen bis jetzt gemachten Erhebungen wurden aufgeschrieben und erörtert, ohne daß Licht in die Sache gebracht werden konnte.

Philipp war nun auch zum zweitenmal zurückgekommen; er hatte wieder nirgends eine Spur von den Kleidern gefunden.

Ihr Verschwinden erfüllte alle Welt mit Verwunderung, und man fand keine andere Erklärung dafür als einen Diebstahl und doch konnte man auch diesen kaum annehmen, da die Lumpen keine zwanzig Sous wert waren.

Der Untersuchungsrichter, der Schulze, der Polizeikommissar und der Doktor begaben sich nun selbst zu zwei und zwei auf die Suche und durchstöberten auch das kleinste Gebüsch am Ufer.

Renardet fragte den Richter: «Was soll das nur heißen, daß der Elende die Lumpen gestohlen oder versteckt und den Körper so nackt liegen gelassen hat?»

Der andere erwiderte sehr selbstbewußt und klug aussehend: «Vielleicht war es eine List von ihm. Das Verbrechen wurde entweder von einem rohen Untier oder von einem ganz abgefeimten Schuft ausgeführt. Aber jedenfalls werden wir ihn wohl bald erwischen.»

Sie hörten einen Wagen rollen und wandten sich um. Es kamen noch einige Gerichtsbeamte und beteiligten sich unter lebhaften Reden an den Nachforschungen.

Renardet sagte plötzlich: «Wissen Sie auch, daß Sie heute alle bei mir zum Essen bleiben müssen?»

Die Herren nahmen die Einladung lächelnd an, und da der Untersuchungsrichter fand, daß man sich für heute lange genug mit der kleinen Roque beschäftigt habe, wandte er

sich zum Schulzen: «Ich werde den Leichnam in Ihr Haus bringen lassen, Sie haben doch gewiß ein Zimmer, in dem er bis zum Abend liegen kann.»

M. Renardet geriet bei diesen Worten in sichtliche Verwirrung und stotterte: «Ja . . . aber nein, nein. Um die Wahrheit zu sagen, ich möchte doch lieber, daß er nicht zu mir käme, wegen . . . wegen . . . der Dienstboten, die schon immer von Gespenstern reden, die sie im Fuchsturm gesehen haben wollen. Wissen Sie, es würde ja keiner von ihnen bei mir bleiben . . . nein, nein, ich möchte den Leichnam nicht in meinem Hause haben.»

Der Untersuchungsrichter lächelte: «Gut . . . dann laß ich ihn sofort zur genaueren Untersuchung nach Rouy bringen. Ich darf mich doch Ihres Wagens bedienen?» wandte er sich an einen der andern Beamten.

«Selbstverständlich.»

Sie begaben sich wieder in die Nähe des Leichnams. Die alte Roque saß jetzt neben ihrer Tochter, hielt sie an der Hand und starrte mit leerem, stumpfem Blicke vor sich hin.

Der Arzt versuchte, sie hinweg zu bringen, damit sie nicht sähe, daß man den Leichnam fortschaffe; sie begriff aber sofort, was vor sich gehen sollte, warf sich über den Körper ihres Kindes, umschlang ihn mit beiden Armen, legte sich ganz über ihn hin und schrie: «Sie sollen ihn nicht haben, er gehört mir, er gehört jetzt mir! Man hat sie mir umgebracht, aber ich will sie wenigstens jetzt halten, ihr sollt sie nicht haben!»

Die Männer blieben unentschlossen im Kreise um sie stehen. Renardet kniete sich auf den Boden und redete auf sie ein. «Hören Sie doch mal, Frau Roque, wir müssen den Körper haben, um herauszufinden, wer das Kind umgebracht hat. Wir müssen ihn doch suchen, um ihn zu bestrafen. Wenn wir ihn erwischt haben, bekommen Sie die Kleine wieder, das verspreche ich Ihnen.»

Dieser Grund schien der Frau einzuleuchten, und mit erwachendem Haß in ihrem wilden Blicke fragte sie: «Man wird ihn also bekommen?»

«Ja, ich verspreche es Ihnen!»

Sie stand auf, entschlossen, die Leute nach ihrem Gutdünken handeln zu lassen; als sie aber den Polizeikommissar sagen hörte: «Es ist doch sonderbar, daß man ihre Kleider nicht findet», kam ihr ein neuer Gedanke in ihren Bauernschädel, und sie fragte: «Wo sind die Sachen von dem Kind? Die gehören mir. Ich will sie haben. Wo sind sie hingekommen?»

Man erklärte ihr, daß sie nicht aufzufinden seien. Sie bestand jedoch mit verzweifelter Hartnäckigkeit darauf, sie zurückzubekommen, und weinte und schluchzte von neuem: «Wo sind sie? Ich will sie haben, sie gehören mir!»

Je mehr man versuchte, sie zu beruhigen, um so hartnäckiger jammerte sie. Sie wollte jetzt die Kleider haben, nicht mehr den Leichnam, sondern die Kleider, und zwar vielleicht mehr aus der Habgier der Elenden und Allerärmsten, für die der Erlös aus dem geringsten Gegenstande ein Vermögen bedeutet, als aus Zärtlichkeit für ihr Kind.

Und als der kleine Körper, in ein paar Decken gewickelt, die man aus Renardets Haushalt hatte holen lassen, in den Wagen gebracht wurde, schrie die Alte, die von dem Polizeikommissar und dem Schulzen gestützt unter den Bäumen stand: «Ich hab' nichts mehr, nichts mehr auf der ganzen Welt, hätte ich doch wenigstens noch ihren kleinen Hut; aber ich hab' nichts mehr, nichts mehr, nicht mal mehr ihren kleinen Hut hab' ich mehr.»

Der Pfarrer kam hinzu, ein ganz junger, aber schon recht wohlbeleibter Herr. Er übernahm es, die alte Roque wegzuführen, und schritt mit ihr auf das Dorf zu. Ihr Schmerz ließ unter den zuckerigen Worten des Geistlichen, der ihr tausend Belohnungen für ihr jetziges Leid versprach, etwas

nach, doch wiederholte sie noch in einem fort: «Wenn ich doch wenigstens ihren kleinen Hut noch hätte . . .» und immer mehr verbohrt sie sich in diese Idee, die jetzt alle anderen bei ihr überwog.

Renardet rief noch von weitem: «Sie frühstücken doch auch bei mir, Herr Pfarrer! In einer Stunde.»

Der Geistliche wandte sich um und antwortete: «Gern, M. Renardet, ich werde mich zu Mittag einfinden.»

Und die ganze übrige Gesellschaft richtete ihre Schritte dem großen Hause zu, dessen graue Mauern und hohen Turm man bald aus dem Teiche, den die Brindille bildete, auftauchen sah.

Die Mahlzeit dauerte lange; man sprach noch immer von dem Verbrechen und war einstimmig der Meinung, daß es von einem Landstreicher, der zufällig vorübergekommen, als die Kleine badete, verübt worden sein müsse.

Dann kehrten die Herren vom Gericht und der Polizei nach Rouy zurück, mit dem Bemerken, daß sie am folgenden Tage sehr früh wiederkommen wollten. Der Arzt und der Pfarrer begaben sich ebenfalls nach Hause, und Renardet ging nach einem langen Spaziergange in den Wiesen nochmals in den Wald zurück, und wanderte mit langsamen Schritten, die Hände auf dem Rücken, daselbst bis zum Einbruch der Dunkelheit hin und her.

Er legte sich sehr früh zu Bett und schlief am anderen Morgen noch, als der Untersuchungsrichter in sein Zimmer gestürzt kam. Er rieb sich die Hände, sah sehr zufrieden aus und rief: «Sie schlafen noch? Mein Lieber, es gibt Neuigkeiten heute früh!»

Der Schulze setzte sich im Bette auf.

«Was denn für Neuigkeiten?»

«Ganz sonderbare. Erinnern Sie sich noch, daß die Mutter gestern immer nach einem Andenken von ihrem Mädchen schrie? Besonders den Hut wollte sie haben. Als

sie nun heute morgen ihre Tür öffnet, da sieht sie auf der Schwelle die zwei kleinen Pantoffeln ihres Kindes stehen. Das beweist doch, daß das Verbrechen von jemand aus dem Orte vollführt worden ist; von jemand, der Mitleid mit der Alten hatte. Und weiter brachte mir der Briefträger Médéric den Fingerhut, das Nadelbüchsen und ein Messer von der Toten. Während der Mörder die Kleider versteckte, müssen die Gegenstände aus der Kleidertasche des Mädchens gefallen sein. Ich lege jedoch die größte Wichtigkeit auf den Umstand mit den Pantoffeln, der auf ein gewisses moralisches Gefühl und ein Mitleidsvermögen bei dem Mörder hinweist. Wir wollen also einmal, wenn es Ihnen recht ist, alle Einwohner des Dorfes in Gedanken durchgehen.»

Der Schulze war aufgestanden und klingelte, damit man ihm warmes Wasser zum Rasieren brächte. Er sagte wie verschlafen: «Gut, doch ist es eine lange Liste, und wir wollen nur sofort anfangen.»

M. Putoin, der Untersuchungsrichter, saß rittlings auf einem Stuhle und war glücklich, daß er seiner Erforschungsmanie einmal wieder freien Lauf lassen konnte.

Renardet rieb sich unterdessen das Kinn mit Seife ein und schaute in den Spiegel. Dann zog er sein Rasiermesser auf dem Leder ab und begann: «Der erste Einwohner von Carvelin heißt Joseph Renardet, er ist Schulze, reicher Grundbesitzer und ein Rauhbein, der Feldhüter und Kutscher prügelt.»

Der Untersuchungsrichter lachte: «Das genügt, wir können weiter gehen . . .»

«Der zweite Einwohner von Wichtigkeit ist M. Pelletent, Gemeindevorsteher, Ochsenzüchter, ebenfalls reicher Grundbesitzer, verschmitzter Bauernschädel, sehr zurückhaltend in allen Geldfragen, doch meines Erachtens eines derartigen Verbrechens *nicht* fähig.»

M. Putoin sagte: «Weiter also.»

Und während Renardet sich rasierte und wusch, prüfte er nun nach der Reihe alle Einwohner Carvelins auf ihre Moral und ihr Tun. Nach ungefähr zweistündiger Beratung hatten sie Verdacht auf etwa drei ziemlich anrühige Personen geworfen: einen Wilddieb namens Cavalle, einen Forellen- und Krebsfischer namens Paquet und einen Ochsenschlächter namens Clovis.

Die Nachforschungen wurden den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt, ohne daß man den Schuldigen ausfindig machen konnte. Alle die man beargwohnte und in Gewahrsam nahm, konnten ihre Unschuld leicht nachweisen. Der Gerichtshof mußte schließlich auf die weitere Verfolgung des Verbrechers so gut wie verzichten.

Doch hatte der Mord das ganze Land in eine eigentümliche Aufregung versetzt. In den Seelen der Einwohner war eine Unruhe haften geblieben, eine unbestimmte Furcht, ein Gefühl geheimnisvollen Entsetzens, das nicht nur aus der Unmöglichkeit, den Mörder zu entdecken, erwuchs, sondern ganz besonders durch den seltsamen Umstand hervorgerufen wurde, daß man am Tage nach dem Verbrechen die Schuhe des ermordeten Mädchens vor der Türe der Mutter gefunden. Die Gewißheit, daß der Mörder bei der Verhandlung am Tatorte zugegen gewesen, daß er ohne Zweifel noch im Dorfe mitten unter ihnen lebe, lastete auf den Geistern, bedrückte sie, schien wie eine unaufhörliche Drohung über dem Lande zu schweben.

Der Wald war ein gefürchteter und gemiedener Ort geworden, den man von Gespenstern bewohnt glaubte. Früher hatten sich die Dorfbewohner jeden Sonntagnachmittag in ihm ergangen. Man hatte sich unter die riesigen Bäume ins Moos gesetzt oder war am Fließchen entlang spaziert und hatte den Forellen zugeschaut, die sich zwischen den

Wasserpflanzen jagten. An freieren ebenen Stellen hatten die Knaben mit Bällen, Knickern und Kreiseln gespielt, und die Mädchen waren Arm in Arm zu vieren oder fünfen in der Reihe auf und ab gegangen, hatten mit schreiender Stimme Lieder gesungen, die einem in die Ohren stachen, deren falsche Töne die stille Luft zerrissen und in den Zahnnerven ein Gefühl erregten, wie ein Tropfen Essig. Jetzt erging sich niemand unter dem dichten, hohen Gewölbe, als fürchte man noch immer, plötzlich einen Leichnam dort zu finden.

Der Herbst kam. Die Blätter fielen. Sie fielen Tag und Nacht, flatterten leicht und wirbelnd an den Bäumen entlang zur Erde, so daß man den Himmel durch die Kronen leuchten sah. Zuweilen, wenn ein Windstoß über die Gipfel fuhr, wurde der langsame und beständige Blätterregen dichter, wurde zu einem leise rauschenden Schauerregen, der das Moos mit einem dicken gelben Teppich bedeckte, der unter jedem Schritte rauschte. Und das fast unhörbare Murmeln dieses Falles, das sanfte, traurige, unaufhörliche Geflüster klang wie eine Klage, und die unablässig sinkenden Blätter schienen Tränen zu sein, große Tränen, die die großen traurigen Bäume Tag und Nacht über das Sterben des Sommers weinten, über das Schwinden warmer Morgenröten und lauer Dämmerstunden, über das Verwehen weicher Lüfte und das Verblassen der hellen Sonnenstrahlen und vielleicht auch über das Verbrechen, das sie hatten begehen sehen, über das zu ihren Füßen geschändete und getötete Kind. Sie weinten im Schweigen des verlassenen, leeren Waldes, des gemiedenen, gefürchteten, in dem nur die Seele, die kleine Seele der kleinen Toten umherzuirren schien.

Die Brindille, durch rauhe Güsse angeschwollen, schoß schnell, gelb und wütend zwischen den vertrockneten Wiesen und den Hecken magerer nackter Weiden dahin.

Und plötzlich begann Renardet wieder in dem Walde

spazieren zu gehen. Jeden Tag trat er, wenn es Abend wurde, aus seinem Hause, schritt langsam die Treppe hinunter und begab sich mit nachdenklicher Miene, die Hände in den Taschen, unter die Bäume. Er ging lange auf dem feuchten und weichen Moos umher, während eine Schar Raben, die aus allen Himmelsrichtungen zu ihren Nestern in den Gipfeln herbeigeflogen kamen, ihn wie eine große Trauerwolke umgab und ein lautes unheimliches Geschrei ausstieß.

Zuweilen ließen sie sich herab und sprenkelten einen blätterlosen Zweig mit schwarzen Punkten, die sich scharf von dem blutigroten Herbstabendhimmel abhoben. Dann flogen sie plötzlich wieder mit schauerlichem Krächzen auf und zogen von neuem die dunklen Kreise ihres Fluges über dem Walde.

Schließlich ließen sie sich auf die höchsten Gipfel nieder, und ihr Schreien verstummte allmählich, während die Nacht ihr schwarzes Gefieder mit der Dunkelheit des Raumes verschmolz.

Renardet irrte dann noch immer langsam um die Bäume; und erst wenn die dichteste Finsternis seinen Gang aufhielt, wandte er sich nach Hause zu, sank dort wie eine leblose Masse in seinen Stuhl vor dem hellen Kamin, und streckte seine feuchten Schuhe, die noch lange dampften, gegen die Glut.

Eines Morgens nun erzählte man sich in der Gegend eine große Neuigkeit: Der Schulze ließ das Wäldchen abschlagen.

Zwanzig Holzhauer hatten das Werk schon begonnen. Sie hatten an der dem Hause zunächst liegenden Ecke angefangen und arbeiteten unter der Aufsicht des Herrn rüstig vorwärts. Zuerst kletterte ein Holzknecht auf einen Baum hinauf, schlug ihm die Äste und Zweige ab und legte ihm hoch am Gipfel eine Schlinge um. Der Boden um ihn herum be-

deckte sich mit den abgeschlagenen Holzstücken, die von anderen Knechten zu Reisigbündeln gebunden und zu hohen Haufen zusammengetragen wurden, während die Bäume noch wie Riesenpfähle, wie gigantische Pflöcke, nackt und bloß stehen blieben. Dann griffen die Fäller den Baum unten an der Erde mit wuchtigen Axtschlägen an, die im ganzen Walde widerhallten.

Wenn die Wunde am Fuß für tief genug erachtet wurde, zogen einige der stärksten Männer unter rhythmischen Schreien an dem um den Baumwipfel befestigten Tau, der ungeheuere Pfahl krachte und sauste mit dem dumpfen Donnern eines fernen Kanonenschusses auf den Boden.

Und der Wald wurde von Tag zu Tag kleiner und verlor seine Bäume, wie eine Armee im Kriege ihre Soldaten verliert.

Renardet verließ die Arbeiter nicht mehr. Er war von morgens bis abends bei ihnen und sah unbeweglich mit auf den Rücken gelegten Händen dem langsamen Dahinsinken seines Waldes zu. Wenn ein Baum gefällt war, setzte er seinen Fuß darauf, wie auf einen Leichnam, und erhob schon gleich wieder seine Augen mit einer Art geheimer und doch ruhiger Ungeduld zu dem nächsten Opfer, als erwarte er nach Beendigung dieses Hinmordens etwas für sich.

Man war nun nach und nach bis zu der Stelle gekommen, an welcher man die kleine Roque ermordet gefunden. Es war gegen Abend und dämmerte schon.

Da Wolken den Himmel verdeckten und verdunkelten, wollten die Holzhacker ihre Arbeit einstellen und die riesige Buche, an der sie angelangt waren, erst morgen fällen. Renardet jedoch verlangte, daß man den Koloß, der auf das Verbrechen herabgesehen, noch heute seiner Äste beraube und niederschlage.

Als der Baum nun kahl in seiner Delinquententracht dastand und man ihn auch am Boden genügend bearbeitet,

begannen fünf Männer an dem an der Krone befestigten Seile zu ziehen.

Der Baum widerstand; sein mächtiger, obwohl bis in die Mitte entzwei gehackter Stamm war hart wie Eisen. Nun zogen die Arbeiter alle zusammen an dem Seile und beugten sich dabei bis fast zur Erde, wobei sie Rufe ausstießen, die ihre Kraft anfeuern und zugleich regeln sollten.

Zwei Fäller standen noch in der Nähe des Baumes, ihre Äxte festgefaßt wie zwei Henker, um, wenn es not täte, noch einmal zuzuschlagen; und Renardet wartete unbeweglich, die Hand an der Rinde des Baumes, mit nervöser Aufregung auf seinen Fall.

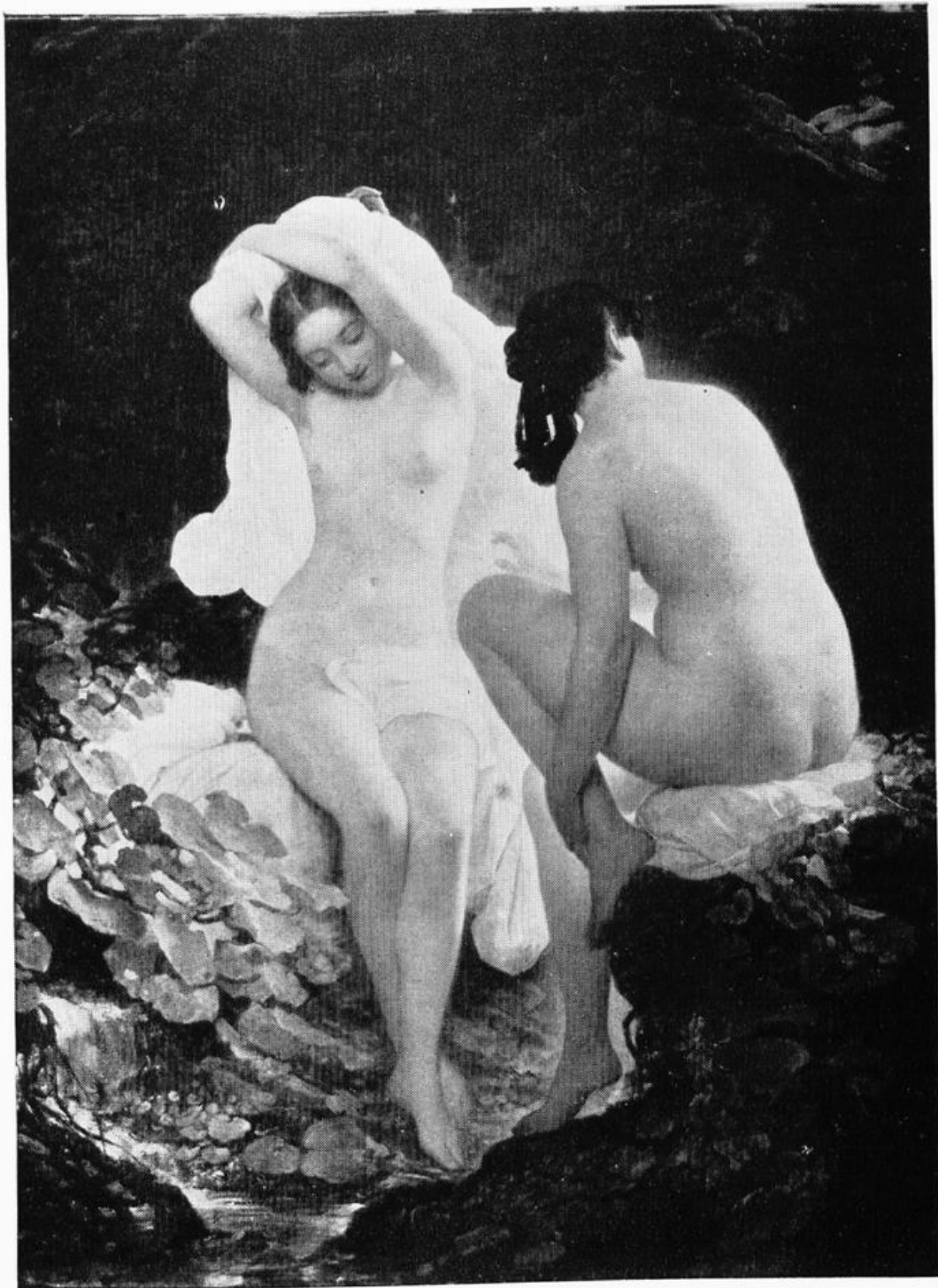
Einer der Männer sagte: «Sie stehen zu nah, Herr Schultheiß; wenn er fällt, könnten Sie was mitbekommen.»

Er antwortete nicht, und wich nicht um Haaresbreite. Er schien bereit zu sein, selbst mit beiden Armen den Baum zu umspannen, und wie ein Kämpfer niederzuwerfen.

Ganz plötzlich erklang am Fuß der gewaltigen Holzsäule ein Krachen, das wie ein schmerzhafter Stoß bis in den Gipfel zu laufen schien; und sie neigte sich ein wenig, zum Fallen bereit, doch noch immer widerstrebend. Die Männer spannten aufgeregt alle ihre Kräfte zu einer noch größeren Anstrengung an, und als der Baum nun zerbrochen wankte, machte Renardet plötzlich einen Schritt vorwärts, blieb stehn und zog die Schultern hoch, wie um den furchtbaren, tödlichen Stoß, der ihn zerschmettern mußte, aufzufangen.

Die Buche jedoch hatte sich im Fallen ein wenig gewendet, sauste nur leicht an seiner Seite vorbei und warf ihn fünf Meter weiter auf das Gesicht nieder.

Die Arbeiter stürzten hinzu, um ihn aufzuheben. Er hatte sich jedoch schon selbst wieder auf die Knie emporgerichtet, war halb betäubt, und wischte sich mit verwirrten Blicken über die Stirn, als erwache er aus einem Wahnsinnsanfall.



August Heinrich Riedel (1799-1883)

BADENDE MÄDCHEN

1841. Berlin, Nationalgalerie. Photo Marburg

Als er wieder auf den Füßen stand, fragten ihn die verwunderten Männer, die nicht wußten, wie das nun eigentlich geschehen konnte, was er gemacht habe. Er antwortete stotternd, daß er einen Augenblick ganz verwirrt, oder vielmehr kindisch gewesen sei; daß er sich, wie es die Kinder mit vorüberfahrenden Wagen wohl tun, gefragt habe, ob er nicht noch schnell unter dem fallenden Baume durchschlüpfen könne, daß er schon seit acht Tagen, jedesmal wenn ein Baum falle, die unwiderstehliche Lust gespürt habe, so schnell darunter herzulaufen, daß er nicht berührt werde. Das sei gewiß albern; er sähe es wohl ein, aber jeder Mensch habe in seinem Leben wohl mal derartige Augenblicke, in denen er solch kindischen Versuchungen nicht widerstehen könne.

Er sagte das alles langsam, suchte nach den Ausdrücken und sprach mit dumpfer Stimme; dann ging er mit den Worten: «Bis morgen, liebe Leute, bis morgen», hinweg.

Sobald er zu Hause angekommen war, setzte er sich an seinen großen Tisch, den eine mit hellem Lampenschirm bedeckte Lampe freundlich erleuchtete, verbarg sein Gesicht in die Hände und weinte.

Er weinte lange, dann trocknete er sich die Augen, erhob den Kopf und sah auf die Uhr. Es war noch nicht sechs. Er sagte sich: «Ich habe noch Zeit bis zum Abendessen», stand auf, und verschloß seine Tür. Dann setzte er sich wieder am Tische nieder, zog die mittlere Schublade auf und nahm aus derselben einen Revolver, den er mitten ins Licht auf seine Papiere legte. Die stählerne Waffe leuchtete und warf grelle Reflexe.

Renardet betrachtete sie eine Zeitlang mit dem trüben Auge eines Betrunkenen. Dann stand er auf und ging im Zimmer hin und her.

Er schritt von einem Ende des Raumes zum anderen, hielt oft inne, nahm seine Wanderung⁷ wieder auf. Plötzlich

riß er die Türe seines Ankleidezimmers auf, tauchte ein Handtuch in den Waschwasserbehälter und kühlte sich die Stirn, gerade wie er am Morgen des Verbrechens getan. Dann begann er wieder umherzugehen. Jedesmal, wenn er am Tische vorbeikam, zog die Waffe seinen Blick auf sich, zog seine Hand zu ihr hin; dann sah er wohl auf die Uhr und murmelte: «Ich habe noch Zeit.»

Es schlug halb sieben. Er nahm den Revolver, öffnete mit einer schauderhaften Grimasse den Mund ganz weit und steckte den Lauf hinein, als wolle er ihn verschlingen. So blieb er ein paar Sekunden unbeweglich stehen, den Finger an dem Hahn. Plötzlich schüttelte ihn ein Schauer des Entsetzens, und er spie die Waffe auf den Teppich. Dann sank er schluchzend auf seinen Stuhl: «Ich kann es nicht, ich wage es nicht! Mein Gott, mein Gott, woher soll ich nur den Mut nehmen, mich zu töten?»

Man klopfte an die Tür. Erschrocken fuhr er auf. Eine Magd sagte: «Das Abendessen für den Herrn ist fertig.» Er antwortete: «Es ist gut, ich komme gleich.»

Dann hob er die Waffe auf, verschloß sie wieder in der Schublade, sah in den Spiegel über dem Kamin, ob sein Gesicht nicht zu verzerrt sei. Es war rot wie immer. Ein wenig röter vielleicht, das war alles. Er ging hinunter und setzte sich zu Tisch.

Er aß langsam, wie jemand, dem etwas daran liegt, daß die Mahlzeit lange dauert, nur damit er nicht so ganz mit sich allein sei. Dann rauchte er ein paar Pfeifen, während man den Tisch abtrug, und stieg dann erst wieder langsam in sein Zimmer hinauf.

Sobald er abgeschlossen hatte, sah er unter dem Bett nach, öffnete die Schränke, untersuchte jede Ecke, rückte jedes Möbelstück von seinem Platze. Dann zündete er alle Kerzen auf dem Kamin an, ließ seine Augen mit Angst und einem Entsetzen, das ihm das Gesicht zusammenkrampfte,

im Zimmer umherschweifen, denn er wußte, daß er sie wieder sehen mußte wie jede Nacht, die kleine Roque, das kleine Mädchen, das er vergewaltigt und dann erwürgt hatte.

Denn jede Nacht erschien das furchtbare Bild vor seinen Augen. Zuerst brauste es ihm in den Ohren, als höre er fern einen Eisenbahnzug über eine Brücke fahren. Dann war es ihm, als müsse er ersticken, und er begann nach Luft zu schnappen. Dann mußte er den Hemdkragen aufknöpfen und seinen Gürtel lösen. Er ging auf und ab, um das Blut in Bewegung zu bringen, versuchte zu lesen, ja wohl zu singen: es war vergebens. Seine Gedanken kehrten trotz aller Anstrengungen immer wieder zum Tage des Mordes zurück, und er mußte ihn wieder durchleben mit all seinen kleinsten Einzelheiten, mit seinen furchtbaren Aufregungen, vom ersten bis zum letzten Augenblick.

Er hatte, als er an jenem Morgen, am Morgen des entsetzlichen Tages aufgestanden war, einen eingenommenen Kopf und Migräne verspürt, die er der Hitze zugeschrieben. Bis zum Frühstück um die Mittagszeit war er in seinem Zimmer geblieben. Nach der Mahlzeit hatte er eine kleine Siesta gehalten; dann am Spätnachmittage war er ausgegangen, um die frische und beruhigende Luft unter den Bäumen des Wäldchens zu genießen.

Kaum war er jedoch draußen, so bedrückte ihn die schwere glühende Luft über den Wiesen noch mehr. Die Sonne, die noch hoch am Himmel stand, goß glühende Lichtströme auf die vertrocknete, durstige Erde. Kein Windhauch bewegte die Blätter. Alle Tiere, alle Vögel, alles schwieg. Renardet erreichte die hohen Bäume und schritt auf dem Moos dahin, an der Seite des Fließchens, das ein wenig Frische in das weite Laubgewölbe hauchte. Doch empfand er ein starkes Unbehagen. Es kam ihm vor, als presse ihm eine unsichtbare Hand den Hals zu; er dachte an nichts, denn er gab sich überhaupt nicht viel mit Gedanken ab. Unbestimmt nur

kam ihm zwei- oder dreimal sein Vorhaben, sich wieder zu verheiraten, in den Sinn. Er litt unter seinem Alleinsein, litt körperlich und geistig unter demselben. Er war seit zehn Jahren daran gewöhnt, eine Frau neben sich zu fühlen, war an ihre Gegenwart, an ihre tägliche Umarmung gewöhnt, und empfand ein ihm unbewußtes und doch gebieterisches Bedürfnis nach derselben. Seit dem Tode der Madame Renardet litt er ununterbrochen, ohne zu wissen warum – litt, weil er ihr Kleid nicht mehr in seinen Zimmern rauschen hörte, litt ganz besonders, weil er sich nicht mehr in ihren Armen ausleben und beruhigen konnte. Er war seit kaum sechs Monaten Witwer und suchte schon in der Umgegend nach dem jungen Mädchen, oder der Witwe, die er nach dem Trauerjahr heimführen wollte.

Seine Seele war keusch, doch wohnte sie in einem herkulischen Körper; und sinnliche Bilder begannen seinen Schlaf und seine Nächte zu beunruhigen. Er verjagte sie; sie kamen wieder, und er lachte wohl manchmal dabei über sich selbst und murmelte: «Ich bin ja der richtige heilige Antonius!»

Da ihm auch an diesem Morgen verschiedene der lästigen Visionen gekommen waren, faßte er den Entschluß, in der Brindille zu baden, um sein Blut ein wenig abzukühlen.

Er kannte ein Stückchen weiter eine breite und tiefe Stelle, die oft von den Landleuten im Sommer als Badeplatz benutzt wurde, und begab sich dorthin.

Dichte Weiden umgaben das klare Becken, in dem die Strömung fast ganz nachließ, ehe sie am Ausgang desselben mit erneuter Kraft weiterschoß. Als Renardet sich dieser Stelle näherte, glaubte er ein leichtes Geräusch zu hören, ein Plätschern, das nicht von den winzigen Wellen selbst kommen konnte. Er bog langsam die Zweige auseinander und schaute nach, was es wohl sein könnte. Es war ein nacktes, kleines Mädchen, dessen Körper weiß durch das durchsichtige Wasser blinkte. Sie schlug mit beiden Händen

in die Flut, tauchte ein wenig und drehte sich mit allerliebsten Bewegungen um sich selbst im Kreise herum. Sie war kein Kind mehr, aber auch noch kein Weib; wohlentwickelt und rundlich; und doch hatte das kleine Mädchengesicht den Ausdruck des zu schnell gewachsenen und erblühten Kindes. Renardet bewegte sich nicht. Er war wie an den Boden gewurzelt, von Überraschung und sonderbarer Angst befallen. Der Atem blieb ihm vor einer durchdringenden, seltsamen Erregung stehen. Und er stand mit hochklopfendem Herzen vor diesem Bilde und glaubte, einer seiner sinnlichen Träume sei Wirklichkeit geworden, eine unreine Göttin habe hier dies erregende und doch noch zu junge Weib vor ihn hergezaubert, eine kleine ländliche Venus, die aus den Strudeln des Fließchens entstieg sei, wie die andere, die große aus den Wellen des Meeres.

Jetzt stieg das Kind aus dem Bade und schritt, ohne ihn zu sehen, auf ihn zu, um seine Kleider zu holen und sich anzuziehen. Je näher das Mädchen kam, aus Furcht vor den spitzen Steinen vorsichtig und zögernd auftretend, um so heftiger fühlte er sich durch eine unwiderstehliche Kraft auf sie zugetrieben, durch ein nicht zu bändigendes tierisches Verlangen seines Fleisches angestachelt, das seinen Geist verwirrte und ihn vom Kopf bis zu den Füßen erschauern ließ.

Die Kleine blieb einige Augenblicke hinter der Weide, die ihn verbarg, stehen. Da entfloß ihm der letzte Rest Bewußtsein. Er zog die Zweige auseinander, stürzte sich auf sie und riß sie in seine Arme. Sie fiel zu Boden, zu sehr erschrocken, um Widerstand leisten oder auch nur einen Laut ausstoßen zu können, und er nahm sie, ohne zu wissen, was er tat.

Er erwachte aus seinem Verbrechen, wie man aus einem Alpdruck erwacht. Das Kind begann zu weinen.

Er sagte: «Sei still, sei still, ich gebe dir Geld.» Doch sie hörte nicht, sondern schluchzte laut.

Er flüsterte nochmals hastig: «Aber sei doch still, sei doch still, sei doch still!»

Doch sie schrie jetzt aus Leibeskräften, und wand sich, um von ihm loszukommen.

Da sah er plötzlich ein, daß er verloren war, und er faßte sie um den Hals, um ihre schneidenden, entsetzlichen Angstlaute aufzuhalten. Da sie jedoch fortfuhr, sich mit der verzweifelten Kraft der Todesangst zu wehren, zog sich seine Herkuleshand immer fester um die kleine Kehle zusammen, und er hatte sie in ein paar Augenblicken erwürgt, ohne es eigentlich zu wollen, ohne es zu wissen, bloß – weil er sie zum Schweigen bringen mußte.

Dann, plötzlich von Entsetzen ergriffen, ließ er sie los.

Sie lag leblos mit schwarzem Gesichte vor ihm. Er gedachte zu fliehen, als sich in seiner Seele der geheimnisvolle und verwirrte Instinkt erhob, der alle Wesen in der Gefahr leitet.

Zuerst wollte er den Leichnam ins Wasser werfen. Dann jedoch trieb es ihn zu den Kleidern, aus denen er ein kleines Bündel machte. Dies band er mit einem Stück Bindfaden, den er in der Tasche hatte, zusammen und verbarg es in einem tiefen Loch unter einem Baumstumpf, der aus der Brindille aufragte.

Schließlich ging er mit großen Schritten von dannen, erreichte die Wiesen, machte einen großen Umweg durchs Dorf, um sich den Bauern zu zeigen, kam zur gewohnten Stunde zum Abendessen nach Hause und erzählte seinen Dienstboten langes und breites über seinen Spaziergang.

Er schlief in dieser Nacht tief und fest wie ein fühlloser Stein – so wie zum Tode Verurteilte oft schlafen sollen. Beim ersten Morgenschimmer jedoch wurde er wach und erwartete, von Angst über die unvermeidliche Entdeckung der Schandtat gefoltert, die gewohnte Stunde des Aufstehens. Dann mußte er den Nachforschungen beiwohnen. Er tat

es wie ein Somnambuler, der alle Menschen und Dinge nur wie im Traum wahrnimmt, der, wie von einer Wolke umgeben, von dem Zweifel an die Wirklichkeit der Geschehnisse umhüllt wird, wie er unseren Geist in großen Katastrophen so oft trübt.

Der herzzerreißende Schrei der alten Roque jedoch drang in sein Herz. In diesem Augenblick hätte er sich beinahe auf die Knie geworfen und gerufen: «Ich bin der Täter!» Doch hielt er sich zusammen. In der Nacht jedoch ging er hin, fischte die Pantoffeln der Kleinen heraus und stellte sie der Mutter vor die Türe.

Solange die Untersuchungen dauerten und er die Polizei leiten und irreführen mußte, war er ruhig, Herr seiner selbst, voller List und Lächeln. Er erörterte mit dem Untersuchungsrichter ruhig alle Annahmen und Vermutungen, die demselben in den Sinn kamen, widersprach ihm und verwarf seine Logik. Es gewährte ihm sogar einen spitzen, schmerzlichen Genuß, die Nachforschungen zu verwirren, des Untersuchungsrichters Ideen und Vorstellungen zu trüben, und die Verdächtigten zu reinigen.

Jedoch von dem Tage an, da man die Verfolgung des Mörders aufgegeben, wurde er nervös, noch leichter erregbar als früher, trotzdem er seine Zornesanfälle zu beherrschen suchte. Jedes unerwartete Geräusch ließ ihn vor Furcht auffahren. Er zitterte um einer Kleinigkeit willen, und eine Fliege, die sich auf seine Stirne setzte, ließ ihn von Kopf bis zu den Füßen erbeben. Ein fortwährendes Bedürfnis nach Bewegung trieb ihn umher, zwang ihn zu weiten Gängen, hielt ihn nächtelang im Zimmer auf und abgehend wach.

Nicht als ob ihn Gewissensbisse gequält hätten. Sein kräftiges Wesen gab sich keinen unbestimmten moralischen Furchtgefühlen hin. Er war ein energischer, heftiger Mann, geschaffen zum Krieg, zum Länder-Erobern und Feinde-

Töten, voll wilder Jäger- und Kämpferinstinkte, bei dem ein Menschenleben nicht viel zählte. Obgleich er die Kirche aus Politik achtete, glaubte er doch nicht an Gott noch den Teufel und erwartete in der anderen Welt weder Belohnungen noch Strafen für seine irdischen Taten. Statt des Glaubens hatte er sich eine unbestimmte Philosophie aus all den Ideen der Enzyklopädisten des vorigen Jahrhunderts zurecht gemacht und hielt die Religion für eine moralische Sanktion der Gesetze, beide aber von den Menschen zur Regierung der Gemeinschaft erfunden.

Jemanden im Duell oder im Kriege, in einem Streite oder zufällig oder aus Rache oder sogar aus irgendeinem ausgesprochenen verbrecherischen Beweggrunde zu töten, war ihm immer als eine amüsante, tollköpfige Sache erschienen und hatte keinen tieferen Eindruck bei ihm hinterlassen, als der Schuß auf einen Hasen; und doch hatte ihn der Mord an diesem Kinde in solche Erregung gebracht. Er hatte das Verbrechen in der Tollwut eines unwiderstehlichen Rausches vollbracht, hingeschleudert in einem Orkan von Begehren, vor dem sein Bewußtsein in nichts verflattert war. Und er hatte in seinem Herzen, in seinem Fleische, ja bis in seine mörderischen Finger eine wilde Liebe und ein wahnsinniges Entsetzen vor dem vergewaltigten und feige erdrosselten Mädchen behalten. Jeden Augenblick kehrten seine Gedanken zu dem furchtbaren Bilde zurück, und obwohl er sich bemühte, es zu verjagen, obwohl er es mit Grauen, mit Ekel floh, fühlte er es sich doch in seinem Geiste stets neu bilden, um wieder vor ihm zu erscheinen.

Da bekam er Furcht vor den Abenden, Furcht vor dem Dunkel, das sich auf die Erde senkte. Er wußte noch nicht, warum die Finsternis ihn so erschreckte, doch fürchtete er sie instinktiv, fühlte sie von Schrecken bevölkert. Der helle Tag macht sich dem Grauen nicht dienstbar. Man *sieht* die Dinge und die Wesen, und trifft nur natürliche Dinge und

Wesen, die sich in der Klarheit zeigen können. In der Nacht aber mit ihren mauerdicken Finsternissen, in der leeren, schwarzen, unendlichen Nacht, in der man allerlei Schreckhaftes berühren kann, ohne es zu sehen, schien ihm eine geheimnisvolle, unbekannte, drohende Gefahr verborgen zu liegen. Welch eine Gefahr?

Er erfuhr es bald. Als er sich eines Abends, da er nicht einschlafen konnte, sehr spät noch in seinen Lehnstuhl setzte, glaubte er den Vorhang an seinem Fenster sich bewegen zu sehen. Er blickte unruhig mit klopfendem Herzen genauer hin: Der Stoff hing unbeweglich. Dann jedoch plötzlich schwankte er von neuem – wenigstens glaubte er es. Er wagte sich nicht zu bewegen, wagte nicht zu atmen. Und doch war er tapfer. Er hatte sich oft geschlagen, und es wäre ihm ein Vergnügen gewesen, ein paar Einbrecher aus dem Hause zu jagen.

Schwankte er wirklich, der Vorhang? Seine Augen konnten ihn ja auch täuschen. Es war übrigens so wenig, ein leises Beben des Stoffes, eine Art Zittern seiner Falten, kaum eine Wellenbewegung, wie sie wohl der Wind hervorruft. Renardet blieb mit starren Augen und vorgestrecktem Halse sitzen. Plötzlich jedoch schämte er sich seiner Angst, sprang auf, machte ein paar Schritte, ergriff den Fenstervorhang mit beiden Händen und zog ihn weit auseinander. Er sah erst nichts als die schwarzen Fensterscheiben, schwarz wie große glänzende Tintenflecke. Denn die undurchdringliche tiefe Nacht breitete sich hinter ihnen bis fern an den Horizont hin aus. Er blieb einen Augenblick vor dieser unbegrenzten Dunkelheit stehen; doch plötzlich bemerkte er ein Licht, ein fernes Licht, das näher kam. Er drückte sein Gesicht an die Scheibe, in dem Glauben, daß irgend jemand unerlaubterweise in der Brindille Krebse fange, denn es war weit über Mitternacht, und das Licht kroch am Rande des Waldes am Wasser entlang. Da er noch nicht unterscheiden konnte,

was es eigentlich war, legte er die Hand über die Augen, und plötzlich wurde das Licht eine große Helle, und er sah die kleine Roque nackt und blutend auf dem Moose liegen.

Von einem Krampf des Entsetzens geschüttelt, taumelte er zurück, stieß an seinen Stuhl und fiel auf den Rücken. Er blieb einige Augenblicke wie zerschmettert liegen, dann setzte er sich und begann nachzudenken. Er hatte eine Halluzination gehabt, das war alles; eine Halluzination, hervorgerufen durch irgendeinen Landstreicher, der mit seiner Laterne am Wasser dahinging. Was war übrigens Erstaunliches daran, daß ihm die Erinnerung an seinen Mord einmal das Bild der Toten vor Augen erscheinen ließ?

Er stand auf, trank ein Glas Wasser und setzte sich wieder nieder. Er dachte: Was soll ich tun, wenn das so weitergeht? Und das würde so weitergehen, das fühlte er, das war sicher. Schon lenkte das Fenster wieder seine Blicke auf sich, bannte ihn, zog ihn an. Um es nicht mehr zu sehen, drehte er seinen Stuhl herum, nahm ein Buch und versuchte zu lesen. Doch kam es ihm vor, als rege sich etwas hinter seinem Rücken, und der Schreck ließ ihn auf einem Bein des Stuhles herumfahren. Der Vorhang bewegte sich noch immer; gewiß, diesmal hatte er sich ganz bestimmt bewegt; er konnte nicht mehr daran zweifeln; und er stürzte vor und ergriff ihn mit so wilder Hand, daß er samt der Gardinenstange zu Boden fiel. Dann preßte er gierig das Gesicht gegen die Scheibe. Er sah nichts! Draußen war alles schwarz. Und er atmete auf, wie ein Mann, dem das Leben gerettet ist.

Er setzte sich auf seinen Stuhl – doch erwachte sogleich wieder der Wunsch in ihm, von neuem aus dem Fenster zu blicken. Jetzt, da seine Vorhänge gefallen, schaute es wie ein furchtbares schwarzes Loch auf die dunkle Landschaft hinaus. Um der gefährlichen Versuchung aus dem Wege zu gehen, zog er sich aus, löschte das Licht, und legte sich zum Schlafen nieder.

Unbeweglich auf dem Rücken ausgestreckt, mit heißem, feuchtem Leibe, wartete er auf den Schlummer. Plötzlich drang ein helles Licht durch seine geschlossenen Lider. Er riß sie auf, weil er glaubte, seine Wohnung stehe in Flammen. Aber alles war schwarz, und er stützte sich auf seinen Ellbogen, um zu sehen, ob er das Fenster, das ihn an sich zog, nicht erblicken könne. Nach angestrengtem Blinzeln glaubte er ein paar Sterne zu entdecken. Er erhob sich, tappte sich durch das Zimmer, bis er mit den Händen an die Scheiben stieß – und lehnte seine Stirn gegen dieselben. Weit hinten unter den Bäumen leuchtete der Körper des Mädchens wie Phosphor und erhellte die Dunkelheit um sich herum!

Renardet stieß einen Schrei aus und floh ins Bett zurück, wo er sich bis zum Morgen unter die Kissen verkauerte.

Von dieser Stunde an wurde ihm sein Leben unerträglich. Er brachte die Tage im Entsetzen vor der Nacht zu; denn jede Nacht mußte er die Erscheinung wiedersehen. Wenn er in sein Zimmer kam, versuchte er stets dagegen anzukämpfen. Doch vergeblich. Eine unwiderstehliche Gewalt stieß ihn an das Fenster, als solle er das Phantom herbeirufen: und er sah es dann auch sofort. Anfangs lag die Tote immer an dem Orte des Verbrechens, mit den auseinandergebreiteten Gliedern, so wie man sie gefunden. Dann stand sie auf, kam mit kleinen, zögernden, vorsichtigen Schritten, so wie sie damals aus dem Wasser gestiegen, auf ihn zu. Sie kam ganz sacht und gerade über den Rasen und die verwelkten Beete, dann erhob sie sich in die Luft, kam auf das Fenster zu, kam auf *ihn* zu, so wie sie am Tage des Verbrechens sich ihm genähert. Und der Mann wich vor der Erscheinung zurück, wich bis an sein Bett zurück und sank auf dasselbe nieder, in dem sicheren Bewußtsein, daß das Kind nun eingetreten, daß es hinter dem Vorhang stehe, der sich gleich bewegen mußte. Und bis zum hellen Tag starrte er diesen

Vorhang an, mit starren Blicken und der Furcht, sein Opfer jeden Augenblick aus demselben heraustreten zu sehen. Doch zeigte sie sich nicht mehr, sie blieb da, hinter dem Stoffe, über den zuweilen nur ein Zittern lief. Und Renardet krallte die Finger in seine Bettdecke, wie er sie um den Hals der kleinen Roque gekrallt hatte. Er hörte die Stunden schlagen. Er hörte durch die Stille den Pendel der Uhr gehen und sein Herz klopfen. Und er litt, der Elende, mehr als bisher ein Mensch gelitten.

Wenn dann der erste weiße Morgenlichtstreif an der Zimmerdecke den Tag ankündigte, fühlte er sich erleichtert, fühlte sich endlich allein, allein in seinem Zimmer und streckte sich im Bette aus. Und er schlief ein paar Stunden lang einen unruhigen, fieberhaften Schlaf, dessen Träume ihm oft die furchtbare Erscheinung der Nacht von neuem zeigten.

Und wenn er spät um Mittag zum Frühstück hinunterstieg, fühlte er sich zerschlagen, wie nach furchtbaren Anstrengungen; er aß kaum noch, immer von der Furcht vor ihr, die er in der folgenden Nacht wiedersehen mußte, gequält.

Er wußte sehr wohl, daß das keine Erscheinung war, daß die Toten nicht wiederkommen, und daß seine kranke Seele, seine von einem einzigen Gedanken, von einer unvergeßlichen Erinnerung eingenommene Seele, die einzige Ursache dieser Qualen, die einzige Erweckerin der Toten war, daß seine Seele sie wieder heraufbeschworen und vor seine Augen gestellt hatte, in denen ihr Bild unauslöschlich geblieben. Aber er wußte auch, daß er nicht mehr gesunden konnte, daß er der wütenden Verfolgung, mit der ihn die Erinnerung hetzte, nimmer entgehen könne; und er beschloß, lieber zu sterben, als diese Foltern länger zu ertragen.

Er fragte sich, auf welche Weise er sich töten solle. Er wollte es möglichst einfach und natürlich tun, damit man

nicht an einen Selbstmord glaube. Denn er ehrte seinen Ruf, ehrte den guten Namen seiner Väter. Wenn man aber einen freiwilligen Tod ahnte, so würde man gewiß an das unerklärte Verbrechen, an den unauffindbaren Mörder denken, und *ihn* der Schandtat beschuldigen.

Da war ihm eine seltsame Idee gekommen. Er wollte sich von dem Baume, unter dem er die kleine Roque getötet, erschlagen lassen. Und er hatte also den Plan gefaßt, den Wald auszuroden, um dabei ein Unglück herbeizuführen. Doch wollte ihn die Buche nicht treffen – wie erzählt.

Als er nach dem vereitelten Selbstmorde wieder nach Hause kam, hatte er, von wilder Verzweiflung gepackt, den Revolver ergriffen – wagte aber nicht, ihn loszudrücken.

Dann schlug die Stunde des Abendessens. Er hatte gespeist und war wieder hinaufgestiegen. Und er wußte nicht, was er nun tun solle. Er fühlte, wie die Feigheit, nachdem er ihr einmal nachgegeben, immer größeren Besitz von ihm ergriff. Eben noch war er entschlossen, mutig, bereit und Herr seines Willens gewesen, nun war er schwach und fürchtete sich vor dem Tode ebenso sehr als vor der Toten.

Er murmelte vor sich hin: «Ich wage es nicht mehr, ich wage es nicht mehr!» und blickte mit Entsetzen bald auf die Waffe auf dem Tische, bald auf den Vorhang, der das Fenster verschloß. Es kam ihm auch vor, als müsse sich im Augenblick, da er aus dem Leben träte, etwas Fürchterliches ereignen! Was denn? Würde er mit *ihr* zusammentreffen? Sie belauerte ihn ja, wartete auf ihn, rief ihn, und nur um ihn zu fassen, um ihn in den Bann ihrer Rache zu ziehen, um ihn zum Sterben zu treiben, zeigte sie sich ihm jeden Abend!

Er begann zu weinen wie ein Kind und wiederholte sich noch immer: «Ich wage es nicht mehr! Ich wage es nicht mehr.» Dann sank er auf die Knie und jammerte: «Mein Gott, mein Gott!» ohne doch an einen Gott zu glauben.

Und er wagte wirklich nicht mehr, das Fenster anzusehen, wo die Erscheinung sich, wie er wußte, verkauerte, noch auf den Tisch zu blicken, auf dem sein Revolver leuchtend lag.

Als er sich dann endlich erhoben hatte, sagte er ganz laut: «Das kann so nicht weitergehen, ich muß ein Ende machen.» Der Klang seiner Stimme in dem schweigenden Zimmer jagte ihm einen neuen Schauer durch die Glieder; da er sich aber zu keinem Entschluß aufrufen konnte, da er fühlte, daß seine Finger sich immer weigern würden, den Hahn der Waffe niederzudrücken, verbarg er sich in den Decken seines Bettes und dachte nach.

Er mußte etwas finden, das ihn zu sterben *zwang*, eine Schlinge für sich selbst, die jedes Zögern, jeden Aufschub, jedes Bedauern nutzlos machte. Er beneidete den zum Tode Verurteilten, der inmitten einer Schar Soldaten aufs Schafott geführt wird. O, wenn er nur jemand bitten könnte, auf ihn zu schießen! wenn er einen Freund hätte, der ihm diesen Dienst erwiese, nachdem er ihm sein Verbrechen und den Zustand seiner Seele offenbart! Doch wen könnte er um dies Furchtbare bitten? Wen unter all den Leuten, die er kannte? Den Arzt? Nein, der würde gewiß später alles erzählen. Und plötzlich kam ihm ein bizarrer Gedanke in den Sinn. Er wollte dem Untersuchungsrichter, den er ja genau kannte, schreiben und sich des Verbrechens bezichtigen. Er wollte ihm in dem Briefe alles erzählen, den Mord, und die Qualen, die er erduldet, seinen Entschluß zu sterben, seine Angst, sein Zögern, und das Mittel, das er anwandte, um sich zum Tode zu zwingen und seinen versagenden Mut zu stärken. Er wollte ihn im Namen ihrer alten Freundschaft bitten, den Brief, sobald er gehört, daß sich der Schuldige selbst gestraft habe, zu verbrennen. Renardet wußte, daß er sich auf diesen Mann verlassen konnte, der aus seiner etwas posierten Ritterlichkeit heraus verschwiegen und selbst eines



Edouard Manet (1832-1883)

BADENDE

Pastell, um 1881. Paris, Bernheim Jeune. Photo Vizzavona

unbedachten Wortes nicht fähig war: er gehörte zu den Männern, deren zweites Wort «fair» zu sein pflegt.

Kaum hatte er diesen Plan gefaßt, so fühlte er, wie ihn eine eigentümliche Freude ergriff. Er war jetzt ruhig. Nun wollte er langsam den Brief schreiben, ihn bei Tagesanbruch in den Briefkasten an der Mauer seines weiten Hauses stecken, dann auf den Turm hinaufsteigen, um den Briefträger herankommen zu sehen, und wenn er den Mann in dem blauen Kittel bemerkte, so wollte er sich von oben auf die Felsen herabstürzen, auf die sein Haus aufgebaut war. Vorher wollte er sich noch den Arbeitern, die in seinem Walde fällten, bemerklich machen, wenn er auf den Vorsprung kletterte, an dem die Fahnenstange befestigt war, von der an allen Festtagen ein Banner wehte. Er wollte die Stange durch einen Fußtritt zerbrechen und mit ihr hinunterstürzen. Wer konnte dann noch an einem Unglück zweifeln? Und er mußte bei der furchtbaren Höhe und seinem Gewichte augenblicklich tot sein.

Er sprang sofort aus dem Bett, setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben. Er vergaß nichts, nicht eine Einzelheit bei dem Verbrechen, nicht das geringste bei der Beschreibung seines angstvollen Lebens, seiner furchtbaren Herzensqualen, und er schloß damit, daß er sich selbst zum Tode verurteilt habe, daß er sofort zur Hinrichtung des Schuldigen schreiten wolle und daß er seinen Freund, seinen alten Freund bitte, darüber zu wachen, daß niemand sein Andenken schmähe.

Als er mit dem Briefe fertig war, bemerkte er, daß der Tag gekommen. Er schloß ihn, versiegelte ihn, schrieb die Adresse, ging leichten Schrittes hinab, lief bis zu dem kleinen, an einer Ecke der Mauer angenagelten Kasten, und als er das Papier, das seine Hand zittern gemacht, hineingeworfen, eilte er schnell zurück, schloß die Haustür zu und kletterte auf den Turm hinauf, um die Ankunft des Brief-

trägers, der sein Todesurteil hinwegtragen sollte, zu erwarten.

Er fühlte sich jetzt ruhig, befreit, gerettet.

Ein kalter, trockener, eisiger Wind fuhr ihm über das Gesicht. Er sog ihn gierig mit offenem Munde ein. Der Himmel war mit Rot bedeckt, mit glühendem Winterrot, und die weiße Ebene glänzte unter den Strahlen der Sonne, als wäre sie mit zerriebenem, spiegelndem Glas bestreut. Renardet stand barhäuptig und blickte in das weite Land hinab, links über die Wiesen und rechts über das Dorf, aus dessen Hütten friedlicher Rauch aufzusteigen begann.

Zu seinen Füßen, zwischen den Felsen, die ihn gleich zerschmettern sollten, sah er die Brindille fließen. Er fühlte sich in diesem wunderbaren kalten Morgenlicht wie neugeboren, fühlte sich voll Kraft und Leben. Er badete in Licht, es umgab ihn, durchdrang ihn wie eine Hoffnung. Tausend Erinnerungen fielen ihn plötzlich an, Erinnerungen an manche ähnlich schöne Morgenfrühe, an schnelles Wandern über die harte Erde, die unter seinen Tritten knarrte, an fröhliches Jagen am Ufer der Teiche, wo die Wildenten schlafen. Alle Dinge, die er liebte, alle Dinge, die sein Dasein zu einem glücklichen gemacht, standen in seinem Gedächtnis auf, stachelten ihn mit neuen Wünschen, erweckten in seinem starken tätigen Körper ein kraftvolles Verlangen.

Er wollte sterben? Weshalb? Er wollte sich stumpfsinnig töten, weil er Furcht vor einem Schatten, vor einem Nichts hatte? Er war doch reich und jung! Welche Torheit hätte er beinahe begangen! Er brauchte bloß eine Zerstreuung . . . eine Reise, um alles zu vergessen. Selbst diese Nacht schon hatte er es nicht mehr gesehen, das Kind, weil seine Gedanken sich mit etwas anderem beschäftigt hatten. Vielleicht würde er es überhaupt nicht wiedersehen. Und wenn es auch noch in diesem Hause spukte, an einen anderen Ort würde es ihm gewiß nicht folgen. Die Erde war groß.

Die Zukunft lang. Wozu sterben?

Sein Blick schweifte über die Wiesen und entdeckte auf dem Pfade, der an der Brindille entlang führte, den blauen Kittel des Briefträgers. Es war Médéric, der die Briefe aus der Stadt brachte, und die aus dem Dorfe mit dorthin zurücknahm.

Renardet schrak zusammen, ein Schmerz durchfuhr ihn, dann stürzte er nach der Treppe, um den Brief von dem Boten zurückzuverlangen. Es lag ihm nichts daran, gesehen zu werden, er lief durch das mit Reif bedeckte Gras und kam gerade in demselben Augenblick wie der Landbriefträger an. Der Mann öffnete den Kasten und nahm einige wenige Briefe, die die Landbewohner am Tage vorher hineingeworfen, heraus.

Renardet sagte: «Guten Tag, Médéric.»

«Guten Tag, Herr Schultheiß.»

«Hören Sie mal, Médéric, ich habe einen Brief in den Kasten geworfen, den ich noch nötig habe, und möchte Sie bitten, mir ihn wieder zu geben.»

«Gut, Herr Schultheiß, Sie sollen ihn haben.»

Der Briefträger sah auf. Erschreckt und verwundert starrte er Renardet ins Gesicht. Dessen Wangen waren violett, der Blick verstört, die Augen umrändert und wie in den Kopf zurückgesunken, das Haar in Unordnung, der Bart zerraut, die Krawatte aufgelöst. Man merkte, daß er in der Nacht nicht zu Bett gekommen war.

Der Mann fragte: «Sind Sie krank, Herr Schultheiß?»

Der andere aber verstand plötzlich, wie sonderbar er aussehen müsse, und stammelte verwirrt: «Nein ... nein ... Ich bin nur schnell aus dem Bett gesprungen, um ... um den Brief zurück zu verlangen ... ich schlief ... Sie wissen wohl ...»

Ein unbestimmter Verdacht wurde im Kopf des alten Soldaten rege.

Er fragte: «Welchen Brief?»

«Den Sie mir zurückgeben sollen!»

Médéric zögerte. Das Wesen des Schulzen kam ihm unnatürlich vor. Vielleicht barg der Brief ein Geheimnis, ein politisches Geheimnis! Er wußte, daß Renardet kein Republikaner war, und er kannte all die Tricks und Hinterlistigkeiten, die die Parteien bei den Wahlen anwandten.

Er fragte: «An wen ist der Brief denn adressiert?»

«An A. M. Putoin, den Untersuchungsrichter. Sie wissen doch, M. Putoin ist mein Freund.»

Der Landbriefträger suchte in den Briefen nach und fand den fraglichen. Er betrachtete ihn, drehte ihn hin und her, war sehr in Verlegenheit und wußte nicht, was er tun sollte: Vielleicht ein grobes Dienstvergehen begehen . . . oder sich den Schulzen zum Feinde zu machen?

Als Renardet dies Zögern sah, machte er einen schnellen Schritt, wie um ihm den Brief zu entreißen. Diese hastige Bewegung befestigte Médéric in dem Glauben, daß es sich um ein wichtiges Geheimnis handle, und er nahm sich jetzt fest vor, seine Pflicht zu tun, was es auch für Folgen für ihn haben könne.

Er warf den Brief zu den andern in seine Tasche, schloß sie, und sagte: «Nein, ich darf ihn nicht geben, Herr Schultze, von dem Augenblick an, wo er ans Gericht adressiert ist, darf ich ihn nicht zurückgeben.»

Eine schauerliche Angst schnürte Renardets Herz zu, er stammelte: «Aber Sie kennen mich doch; Sie kennen doch auch meine Schrift. Ich sage Ihnen, ich muß den Brief zurückhaben.»

«Ich darf ihn nicht geben.»

«Aber so hören Sie doch, Médéric, Sie wissen doch, daß ich nichts Unrechtes von Ihnen verlange. Ich *muß* den Brief haben.»

«Ich darf nicht!»

Ein plötzlicher Zorn stieg in der heftigen Seele Renardets empor.

«Aber zum Donnerwetter, machen Sie keine Umstände! Sie wissen doch, daß ich nicht fackele, und daß ich Sie von Ihrer Stelle bringen kann, mein Bester, und zwar sobald ich will. Und überdies bin ich der Schulze, hören Sie, und befehle Ihnen, meinen Brief wieder herauszugeben.»

Der Briefträger aber antwortete fest: «Nein, ich darf es nicht, Herr Schultheiß.»

Da verlor Renardet vollständig den Kopf und er packte den Briefträger, um ihm die Tasche zu entreißen. Der Mann jedoch schüttelte ihn mit einem kräftigen Stoß ab, trat einen Schritt zurück, erhob seinen festen Knüppel und sagte, immer noch ruhig: «Oho, rühren Sie mich nicht an, Herr Schultheiß, oder ich schlage zu! Nehmen Sie sich in acht, ich tue bloß meine Pflicht!»

Renardet fühlte sich verloren, wurde plötzlich demütig, sanft und bittend wie ein Kind.

«Aber nicht doch, nicht doch, mein Freund, geben Sie mir nur meinen Brief zurück, ich werde Sie dafür belohnen! Ich gebe ihnen Geld dafür, ich gebe Ihnen hundert Francs, hören Sie, hundert Francs.»

Der Mann aber hatte sich schon umgewandt und begab sich auf seinen Weg.

Renardet folgte ihm und keuchte: «Médéric, Médéric, so hören Sie doch, ich gebe Ihnen tausend Francs, hören Sie, tausend Francs.»

Der andere ging weiter, ohne zu antworten.

Renardet rief von neuem: «Sie sollen Ihr Glück machen, hören Sie, Sie bekommen, was Sie wollen. Fünzigtausend Francs geb ich Ihnen für den Brief . . . was macht es Ihnen, wenn Sie ihn mir zurück geben? Sie wollen nicht? Hunderttausend Francs, hören Sie, hunderttausend Francs bekommen Sie . . . hunderttausend Francs.»

Der Briefträger wandte sich mit hartem Gesicht und strengem Blicke um: «Nun ist's aber genug, sonst wiederhole ich vielleicht noch einmal vor Gericht alles, was Sie da sagen.»

Renardet blieb erstarrt stehen. Es war zu Ende. Er hatte keine Hoffnung mehr. Und er wandte sich um und eilte wie ein verfolgtes Tier ins Haus.

Auch Médéric blieb stehen und sah erstaunt dieser Flucht zu, sah den Schulzen ins Haus laufen und wartete noch, da es ihm war, als müsse sich in der nächsten Minute etwas ereignen.

Bald erschien denn auch die hohe Gestalt Renardets oben auf dem Fuchsturm. Er lief wie ein Rasender um die Plattform herum, ergriff die Fahnenstange, schüttelte sie, als wolle er sie zerbrechen, was ihm nicht gelang – und plötzlich stürzte er wie ein Schwimmer, der den Kopfsprung macht, mit vorgestreckten Armen hinab in die Tiefe.

Médéric eilte herbei, um Hilfe zu leisten. Als er an die Hausecke kam, bemerkte er die Holzfäller im Walde, und rief auch sie zu der Unglücksstelle: sie fanden einen blutenden Körper am Boden liegen, dessen Kopf an einem Felsen zerschellt war. Die Brindille floß um den Felsen herum, und man sah, wie auf ihrem an dieser Stelle breiten, klaren, und ruhigen Wasser ein Streifen von Blut und Gehirnmasse hinrann.